

maßen aussprach: „Wien mag sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich dort noch immer mehr Glück als in Euerm französisirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien konfiszirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden und man nicht sich hat einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts! Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottissen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien getan hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Ausläugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das slavischste Land von Europa ist.“ Lessing wußte damals wahrscheinlich nichts vom Finanzrat Urjinus, den Friedrich, weil er in einem von ihm verlangten Gutachten über die Finanzeinrichtungen des Staates andere Ansichten ausgesprochen, als beliebt waren, lediglich wegen dieser seiner abweichenden Ansichten auf die Festung Spandau geschickt hatte, „um die Canaille zur Subordination zu bringen.“ Man würde den Vorgang für unglaublich halten, wenn er uns nicht urkundlich überliefert wäre.

Bei einem so despotischen Selbstregiment, wie es Friedrich führte, konnte keine „begeisterte Anhänglichkeit der Untertanen entstehen, die nur durch die Phantasiestücke späterer Historiker in die Geschichte gekommen ist; es herrschte vielmehr bei dem gewaltigen militärischen und administrativen Druck eine dumpfe Unterwürfigkeit, die sich beim Tode des Königs wie von einem Ap befreit fühlte. „Ich schaudere noch,“ schreibt ein Berichterstatter, „und meine Seele ergrimmt über das Schauspiel, das Berlin meinen staunenden Augen darbietet am Todestage des Helden, der die Welt vor Erstaunen verstummen und vor Bewunderung reden machte. Alles war totenstill, aber niemand war traurig. Alles war beschäftigt, aber niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören. Darauf laufen also so viele gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von beinahe einem halben Jahrhundert, voll von einer solchen Menge von Wundern, darauf laufen sie hinaus! Man war ihrer bis zum Abscheu überdrüssig.“

Doch auch zur Zeit, wo Friedrichs Ruhm noch hell strahlte und die Untertanen in knechtischer Unterwürfigkeit alles Selbstgefühl verloren zu haben schienen, ließ sich zuweilen ein offenes Wort hören. So wagte ein sonst unbekannter deutscher Schriftsteller in einem Aufsatze, der jedoch erst einige Jahre später, 1761, im Druck erschien, den künstlichen Strahlenschein, welchen niedrige Schmeichelei um Friedrichs Haupt gewoben hatte, zu durchbrechen und den König in natürlichem Lichte darzustellen. In dieser Schrift heißt es: „Seine Untertanen glücklich zu machen, war nichts weiter als eine jugendliche Phantasie Friedrichs, die vor dem Anschwellen seiner Macht dahinschwand. Wenn die Hoffnungen, welche sein Regierungsantritt erregte, einige Greise verjüngt haben, so hat die Folge junge Leute vor der Zeit alt gemacht. Im ersten Jahre atmete er nichts als friedliche Verbesserungen. Der Druck des Kriegswesens, der unter seinem Vater so hart auf dem Volke lastete, wurde ermäßigt und mit Wohlgefallen bemerkte man, daß er in der Hebung bürgerlicher Wohlfahrt die wichtigste Pflicht des Regenten sehe. Es dauerte leider sehr kurze Zeit, bis er dieses wie andere Ideale aus dem Gesichte verlor. Der Heeresstand erreichte eine Höhe wie nie zuvor, der trotzige Soldat ist Herr im Hause des Bürgers. Bevor sie das Tageslicht erblicken, sind